
Nicole Grewling

Blutsbrüder?

*Deutsche, Indianer und die Konstruktion einer deutschen Kolonialidentität
in Friedrich Gerstäckers Kurzgeschichten¹*

Im 19. Jahrhundert war das deutsche Interesse an den Vereinigten Staaten von Amerika und damit verwandten Themen groß; man beschäftigte sich mit dem amerikanischen politischen System ebenso wie mit praktischen Ratschlägen zur Auswanderung in die USA. Die engen Verbindungen, die aufgrund der Massenemigration zwischen Deutschland und Nordamerika bestanden, verstärkten dieses Interesse; es beschränkte sich nicht nur auf Sachinformationen, sondern umfasste auch den Bereich des Imaginären und die Faszination für die amerikanischen Ureinwohner, die sogenannten Indianer – ein Interesse, das sich seinerseits aus vielen einzelnen Elementen zusammensetzte.² Im letzten Jahrzehnt wurde in der Forschung verstärkt der Frage nachgegangen, in wie weit diese Faszination in deutschen Kolonialfantasien des 19. Jahrhunderts begründet liegt.³

Die Figur des Indianers ist ein zentraler Kristallisationspunkt dieser Fantasien und ein Topos der Abenteuerliteratur des 19. Jahrhunderts. Sie ist auch ein wesentlicher Bestandteil der Werke von Friedrich Gerstäcker. Gerstäcker schrieb Informationsbroschüren und Sachtexte über die USA und deren ursprüngliche Bevölkerung, besuchte verschiedene Stämme, portraitierte Stammesangehörige und schrieb darüber hinaus zahlreiche Romane und Kurzgeschichten, in denen Indianer eine Rolle spielten. Seine Texte über indianische Figuren beruhen auf persönlichen Beobachtungen und Erfahrungen und charakterisieren sie oft auf detailliertere Weise als seine Zeitgenossen es tun, die die Indianer meist in Stereotypen darstellen.⁴ In seinen Texten bemüht sich Gerstäcker um genaue und individualisierte Beschreibungen und stellt die Indianer oft in positiven Beziehungen mit weißen – besonders deutschen – Figuren dar.⁵ Derartige Bilder resultieren sicherlich aus Gerstäckers kosmopolitischer Weltanschauung, die er sich im Laufe seiner Weltreisen und Begegnungen mit den verschiedensten Völkern aneignete.⁶ Andererseits stellt Gerstäcker die Indianer dennoch häufig so dar, dass sie den Deutschen auf verschiedenartigste Weise unterlegen erscheinen. Daraus ergeben sich ambivalente Darstellungen der indianischen Figuren, die beim Leser die Frage nach einem möglicherweise unvollständigen oder widersprüchlichen Weltbild des

Autors aufwerfen. Ich vertrete jedoch die These, dass diese ambivalenten Bilder lediglich beweisen, dass Gerstäckers fiktive Texte trotz seines Kosmopolitismus präkoloniale deutsche Fantasien enthalten und zeigen, dass er sich dem Rasendiskurs und Hurratriotismus seiner Zeit nicht völlig entziehen konnte.

Im Folgenden gebe ich zunächst einen Überblick über die vielfältigen Faktoren, die deutsche Kolonialfantasien beeinflussen und wie sie besonders im Bezug auf die Figuren der Indianer wirken. Danach illustriere ich an zwei Kurzgeschichten Gerstäckers, wie sich diese Vorstellungen in den Texten konkret manifestieren.

Deutscher Kolonialismus und Kolonialfantasien

Anders als andere europäische Imperialmächte wie Spanien oder England war Deutschland kaum an der Eroberung und Kolonialisierung anderer Kontinente beteiligt. Deutsche Kolonialprojekte waren in der Regel auf individuelle kleinere und meist erfolglose wirtschaftliche Projekte beschränkt – wie z.B. die versuchte Kolonisierung von Teilen des heutigen Venezuela durch die Welscher-Handelsgesellschaft im 16. Jahrhundert – oder auf vorgeblich unpolitische, wissenschaftliche Erforschung unerschlossener Gebiete, wie z.B. Alexander von Humboldts Expedition nach Süd- und Mittelamerika. Das war auch durch Deutschlands besondere politische Situation bedingt, das heißt durch das Fehlen eines einheitlichen deutschen Nationalstaates. Deutschland begann erst nach der Reichsgründung 1871 und mit der Entwicklung eines wachsenden nationalen (Selbst-)Bewusstseins, offen koloniale Ambitionen zu verfolgen. Im Rennen um Kolonien war Deutschland dennoch ein Nachzügler und konnte mit seinen wenigen und strategisch eher bedeutungslosen Besitzungen nicht mit den großen Kolonialgebieten anderer europäischer Mächte konkurrieren. Es erwarb seine wenigen sogenannten ›Schutzgebiete‹ in Afrika, Südostasien und im Pazifik erst ab 1884 und musste mit der Niederlage im Ersten Weltkrieg laut Vertrag von Versailles alle Kolonien aufgeben.

Trotz der relativen historischen Bedeutungslosigkeit der kolonialen Episode gab es bereits lange vor 1884 einen kolonialen Diskurs in Deutschland. Matthew P. Fitzpatrick zeigt beispielsweise, wie dieser sich bereits während der Zeit der Frankfurter Nationalversammlung 1848–1849 in liberalen politischen Diskussionen manifestierte. Laut Fitzpatrick war Expansionismus ein Schlüsselement in Diskursen über Deutschlands nationale Einheit, internationalen politischen und ökonomischen Einfluss und die sogenannte Soziale Frage und wurde von einschlägigen Kolonialtheorien begleitet.⁷ Auch vorgeblich wissenschaftliche Disziplinen wie Anthropologie oder Geographie trugen in der Po-

litik und in der breiten Öffentlichkeit zum Kolonialdiskurs bei, indem sie Argumente für den Aufbau von Kolonien lieferten.⁸ Und bereits vor einer offenen Diskussion deutscher Kolonialinteressen zeigten sich koloniale Themen in subtileren Formen. Wie Susanne Zantop in ihrer maßgeblichen Studie *Colonial Fantasies* nachweist, manifestierten sie sich in Gestalt einer kolonialen Subjektivität, die sich in Kolonialfantasien äußerte, bevor der deutsche Traum von Kolonien verwirklicht wurde – laut Zantop bereits seit dem 16. Jahrhundert. »The desire to venture forth, to conquer and appropriate foreign territories, and to (re)generate the self in the process formed in subtle and indirect ways«⁹. Texte, die Kolonialismus nicht als solchen thematisieren, offenbaren dennoch die kolonialen Sehnsüchte der Deutschen auf unbewusste Weise, z.B. in Darstellungen von anderen Ethnien, fremden Ländern, Geschlechterbeziehungen oder verschiedenen Arten von Machtstrukturen.¹⁰ Diese Kolonialfantasien spiegeln sich wider in literarischen Texten wie »stories of sexual conquest and surrender, love and blissful domestic relations between colonizer and colonized, set in colonial territory, stories that made the strange familiar, and the familiar ›familial.«¹¹ Indem sich Deutsche in fiktive Begegnungen mit Indianern hineinschreiben, konstruieren sie eine positive Beziehung zwischen sich und anderen Ethnien und schreiben sich so in den kolonialen Diskurs ein. Laut Zantop sind diese Kolonialfantasien über Andere und über deutsche Beziehungen zu ihnen Teil des politischen Unbewussten einer Nation.¹² Ich vertrete die Meinung, dass nicht nur die engen häuslichen und sexuellen Beziehungen, die Zantop analysiert, deutsche Kolonialideen erkennen lassen, sondern bereits die zwanglosesten Beziehungen – von zufälligen Begegnungen bis hin zu engen Freundschaften – zwischen verschiedenen Ethnien in literarischen Texten. Das trifft besonders auf Geschichten zu, die in den USA spielen – einem Land, das im 19. Jahrhundert nicht mehr für europäische Kolonialisierungsversuche zur Verfügung stand und das daher einen geschützten Raum für Deutsche bot, in dem sie ihren Kolonialfantasien nachhängen konnten, ohne dass sie kolonialer Aggression beschuldigt werden konnten.

Das deutsche Selbstbild

Diese Fantasien förderten nicht nur den Drang, selbst Kolonien zu haben, sondern trugen auch dazu bei, ein positives deutsches Selbstbild zu entwickeln, das im 19. Jahrhundert aufgrund der äußeren Gegebenheiten dringend nötig war. Die deutschen Länder waren auf internationaler Ebene in Konflikte und Kriege verwickelt und bemühten sich intern um nationale Vereinigung und Modernisierung sowie die Überwindung hinderlicher sozialer, ökonomischer

und anderer Strukturen. Deshalb war Deutschland als Nationalstaat und als Imperialmacht ein Nachzügler im Vergleich zu anderen europäischen Ländern. Das resultierte in Minderwertigkeitsgefühlen, die dennoch in einem gewissen Maß durch Selbstbewusstsein kompensiert wurden – ein Selbstbewusstsein, das sich aus eben diesem Gefühl der Andersartigkeit konstruierte: Deutsche sahen sich selbst als weniger verweichlicht durch moderner Zivilisation als andere europäische Nationen, besonders z.B. die Franzosen. Diese Selbstwahrnehmung bereitete den Weg für ein Identifikationsgefühl mit Naturvölkern, wie z.B. Völkern, die von anderen europäischen Mächten kolonialisiert worden waren. Gleichzeitig verschaffte der mangelnde politische Einfluss innerhalb Europas den Deutschen scheinbar eine weitere Gemeinsamkeit mit kolonialisierten Völkern.

Deutschlands Mangel an kolonialer Erfahrung trug auch auf andere Weise zur Bildung von Kolonialfantasien bei. Während andere europäische Länder aktiv am Kolonialismus beteiligt waren und sich auch mit dessen Problemen auseinandersetzen mussten, waren die Deutschen passive Beobachter, die die Entscheidungen und Handlungen der anderen aus der Distanz beurteilen konnten. Die Naivität, die aus dieser fehlenden Erfahrung mit Kolonialadministration resultierte, führte dazu, dass die Deutschen zu kolonialen Besessenen wurden und sich selbst als bessere Kolonisatoren sahen.¹³ Auch wegen ihrer imaginierten Gemeinsamkeiten mit kolonisierten Völkern sahen sich die Deutschen als menschenfreundliche und verständnisvollere Führer und waren der Meinung, sie könnten bessere Kolonialherren als andere sein, wenn sie nur erst eine Gelegenheit dazu bekämen. Derartige Gedankenspiele zur Überlegenheit in kolonialen Angelegenheiten – während Deutschland sich gleichzeitig bemühte, dem britischen Imperium in Ausmaß und Wichtigkeit nachzueifern – trugen weiter zur Konstruktion eines deutschen Idealbildes und damit Selbstbewusstseins bei. Die wachsende Bedeutung dieses Diskurses trug schließlich auch dazu bei, dass Deutschland zu einer Kolonialmacht wurde.

Deutsche Kolonialfantasien wurden im Laufe des 19. Jahrhunderts von folgenden Tendenzen geprägt: Die Faszination des Konzepts vom ›edlen Wilden‹ lässt sich im gesamteuropäischen Kontext bis zu Ideen von Tacitus, Christoph Columbus oder Jean-Jacques Rousseau zurückverfolgen. Die imaginierte geistige Verwandtschaft mit kolonisierten und sogenannten ›wilden Völkern‹ zeigte sich besonders am Interesse an Indianern. Obwohl diese Faszination bereits vor dem 19. Jahrhundert existiert hatte, verstärkte sie sich noch infolge der ersten deutschen Übersetzungen von James Fenimore Coopers *Lederstrumpf*. Indianische Figuren in deutschen Texten des 19. Jahrhunderts sind häufig

positive Gestalten, die als ehrlich, direkt und als treue Freunde porträtiert werden. Gleichzeitig werden sie als eine vom Aussterben bedrohte Rasse gezeigt. Weiße Amerikaner wurden als verständnislos für das Schicksal dieser sterbenden Rasse dargestellt und für diese Situation verantwortlich gemacht. Im Gegensatz dazu wurden Deutsche in literarischen Texten als moralisch überlegen und verständnisvoll skizziert. Diese Darstellung schrieb den Deutschen also koloniale Talente und eine typisch deutsche, menschenfreundliche Führungsbefähigung zu, die sie sowohl von weißen Amerikanern als auch von anderen Kolonialmächten unterschied. Diese imaginierten Eigenschaften sowie die politisch einflusslose Situation, in der sich Deutsche wie Indianer befanden, verstärkten das Zusammengehörigkeitsgefühl auf deutscher Seite. Im Laufe des 19. Jahrhunderts manifestierte sich diese Affinität in den verschiedensten fiktiven Beziehungen, die jedoch je nach Autor sowie nach individuell unterschiedlichen politischen, historischen und anderen Gegebenheiten jeweils eigene Ausprägungen fanden.¹⁴

Friedrich Gerstäckers Kosmopolitismus

Friedrich Gerstäckers Werke sind mit ihren allgemein positiven Darstellungen von Indianern und von freundlichen und beiderseits vorteilhaften Beziehungen zwischen Deutschen und Indianern repräsentativ für diese Art von Literatur. Gerstäcker, der in den 1840er Jahren zu schreiben begann und 1872 starb, war somit im wahrsten Sinne des Wortes ein präkolonialer Autor. Seine zahlreichen Reisen belegen sein Interesse an fremden Ländern und Völkern. Gerstäckers Geschichten über Nordamerika thematisieren den Kolonialismus in der Regel nicht. Da er auch keine offen kolonialen oder rassistischen Ideen vertritt, verschmelzen in seinen Werken Diskurse von kultureller Assimilierung mit kolonialen Diskursen. Somit muss man beide Aspekte gemeinsam untersuchen, um deren Implikationen zu verstehen. Gerstäckers amerikanische Erzählungen spielen in einem Land, das seine Vergangenheit als Kolonie hinter sich gelassen hat, aber sie thematisieren dennoch die Beziehungen zwischen Europäern und ihren Gegenübern – anderen Nationalitäten, Ethnien, Völkern, die oft als unzivilisiert und minderwertig angesehen wurden, wie z.B. Schwarze oder amerikanische Ureinwohner. Die Wechselbeziehungen zwischen all diesen Gruppen sind ein wesentlicher Bestandteil von Gerstäckers Texten, wie Irene S. Di Maio erklärt: »Friedrich Gerstäcker had the opportunity to observe firsthand those points where the Native American, the European-American, and the African American cohabited and collided, where all parties participated in material and cultural exchanges, notwithstanding clear hierarchies and

systems of domination, which are described by Gerstäcker in *In Amerika* [...] as »ein Wirrsal von verschiedenen Leidenschaften und Interessen von schwarzer, rother und weißer Haut.«¹⁵ Eine Untersuchung der Wechselbeziehungen zwischen diesen Ethnien in literarischen Texten kann Aufschluss über deutsche Kolonialfantasien geben, da diese Texte kulturelle Kontaktzonen porträtieren, in denen die »Interessen von schwarzer, rother und weißer Haut« verhandelt werden.¹⁶

Zunächst soll als Hintergrund zur Untersuchung seiner Kurzgeschichten aber ein kurzer Blick auf Gerstäckers nichtfiktionale Aussagen über den Kolonialismus geworfen werden. In seinen Werken über Amerika steht die besondere Situation der deutschen Auswanderer im Zentrum der Aufmerksamkeit. Insgesamt war Gerstäcker mehr an deren praktischen Bedürfnissen und Erfahrungen als an den politischen Zusammenhängen der Auswanderung an sich interessiert. Als Gerstäcker 1849 seine Weltreise plante, bewarb er sich beim Reichsministerium in Frankfurt um Reisekostenzuschüsse und bot dafür seine Dienste für koloniale Zwecke an: »für Deutschland will ich Kolonien suchen und eine recht herzfreudige Hoffnung hab' ich auf ein günstiges Resultat.«¹⁷ Er beschrieb sein Interesse an deutschen Siedlungen weltweit und bot an, über deren Situation zu berichten. Die Sprache, die Gerstäcker hier benutzte, stützt sich auf rhetorische Elemente, die auch im deutschen Kolonialdiskurs verwendet wurden, z.B. die These, Deutschland müsse eine gesamtdeutsche Flotte aufbauen, um Deutsche im Ausland zu schützen. Günter Moltmann hat sicher Recht, wenn er diese überraschend imperialistischen Aussagen – die Parlamentsmitglieder sogar als zu aggressiv zurückwiesen – als Gerstäckers Versuch liest, Argumente für die Gewährung des Reisekostenzuschusses zu liefern, und nicht als seine wahre Überzeugung und Unterstützung von aktiver kolonialer Expansion. Außer in diesem Antrag befürwortete Gerstäcker nirgends die Gründung von deutschen Kolonien – ganz im Gegenteil, in einem Brief an Johann Carl Heinrich Wuttke von 1849 lehnt er deutsche Kolonien in Nordamerika und Australien ganz explizit ab.¹⁸

Obwohl also Gerstäcker in seinen fiktionalen Texten keine direkten politischen und kolonialen Aussagen im engeren Sinne macht, ist er sich der Bedeutung von interkulturellen und interethnischen Beziehungen im kolonialen Kontext weitaus mehr bewusst als viele seiner Zeitgenossen. Er schreibt über die Interaktionen verschiedener ethnischer Gruppen in Kontaktzonen und demonstriert in seinen Texten ein Bewusstsein für die Notwendigkeit, gegenseitige Vorurteile zu thematisieren und zu revidieren. Dennoch schreibt er immer aus der Perspektive eines Deutschen; der Einfluss, den die Vorstellungen und Tendenzen seiner Zeit auf ihn ausüben, ist unbestritten. Nichtsdestotrotz be-

müht er sich, einen kritischen Blick auf diese zu werfen, zumindest wenn er die Aspekte explizit anspricht, so wie in *Zur Naturgeschichte des Menschen. Eine höchst flüchtige ethnographische Betrachtung*. In diesem ironischen Beitrag zu Ethnologie und Rassenlehre verspottet Gerstäcker die Wissenschaft, indem er wissenschaftliche Konventionen (wie z.B. einen wissenschaftlichen Schreibstil) benutzt, um seine eigenen Argumente vorzubringen. Er untersucht hier den Fortschritt des Menschen, etwa am Beispiel der Entwicklung verschiedener Menschenrassen. Indem er zeitgenössische europäische wissenschaftliche Erkenntnisse mit widersprechender afrikanischer Überlieferung zum Ursprung von Rassen und Hautfarben kontrastiert, setzt Gerstäcker beide Perspektiven in eine Beziehung, nur um dann die Bedeutung der zugrundeliegenden Frage herunterzuspielen: »Aber ich glaube, wir können uns darüber hinwegsetzen. Die Farbe gehört doch nur zur äußern Hülle des Menschen und steht mit seinem innern Werth in keiner Verbindung. Nur stolz dürfen wir nicht auf die Farbe werden, denn selbst ein sehr weißer und schöner Teint beweist eigentlich wenig mehr, als daß Träger und Trägerin desselben – vollkommen Zeit hatten darauf Acht zu geben.«¹⁹ Obwohl der Autor/Erzähler sich hier vorurteilsfrei und keineswegs rassistisch präsentiert, lässt sich doch ein gewisses Maß von Vorurteil erkennen, beispielsweise in der Aussage, dass ein weißer Teint schön sei.

Höhlenjagd in den westlichen Gebirgen

Typische Beispiele von Kolonialfantasien finden sich in Gerstäckers fiktionalen Texten, in denen freundliche deutsch-indianische Beziehungen skizziert werden, die dennoch von Deutschen dominiert werden. Ein Paradebeispiel für eine derartige Konstellation ist Gerstäckers Kurzgeschichte *Höhlenjagd in den westlichen Gebirgen*, die 1844 erstmals veröffentlicht wurde und auch illustriert, wie andere Nationalitäten in (vor-)kolonialen deutschen Wunschvorstellungen repräsentiert sind.²⁰ Nach mehreren Tagen Hungerns sind ein Engländer, ein Deutscher und ein Indianer unterwegs auf Bärenjagd. Der Bär verschwindet in eine enge Höhle und während der Engländer Redham für sich entscheidet, dass es zu gefährlich und der Mühe nicht wert sei, den Bären weiter zu verfolgen, beschließen der Indianer und der Deutsche, sich in die Höhle zu wagen. Deutscher Mut und deutsche Ausdauer, gepaart mit indianischem Instinkt und Wissen über die Natur trotzen jeder Gefahr und die Männer töten am Ende den Bären, bringen ihn trotz Schwierigkeiten aus der Höhle heraus und versorgen so eine gerade angekommene Jagdgesellschaft mit Fleisch. In der letzten Szene des Textes bekräftigt der Indianer Tessakeh das enge Band, das die beiden Männer verbindet.

Wie so oft in Gerstäckers fiktionalen Texten basiert die hier erzählte Geschichte auf persönlichen Erlebnissen: Der Autor beschreibt in seinem Reisetagebuch *Streif- und Jagdzüge durch die Vereinigten Staaten Nordamerikas*²¹ eine ähnliche Bärenjagd in einer engen Höhle in Arkansas. Interessanterweise kommen in der biographischen Erzählung keine anderen ethnischen Gruppen vor; stattdessen dringen der Erzähler Gerstäcker und seine Freunde, Vater und Sohn Conwell, zusammen in die Höhle ein. Demnach war die veränderte ethnische Zusammensetzung der Jagdgesellschaft in *Höhlenjagd in den westlichen Gebirgen* eine bewusste Wahl, über deren Gründe man nur spekulieren kann. Man kann annehmen, dass die Bärenjagd in der Kurzgeschichte bewusst eine ethnienübergreifende Zusammenarbeit darstellen soll; aus diesem Grund bietet sich eine Lesart aus der Perspektive von Kolonialfantasien als sinnvoll an.

Die Geschichte thematisiert einerseits die weitverbreiteten positiven deutschen Kolonialfantasien. Insbesondere betont sie das Einvernehmen zwischen dem Deutschen Werner und dem Indianer Tessakeh. Die beiden verstehen sich ohne Worte und haben ein gemeinsames Ziel, das als gleichbedeutend mit dem kolonialen Projekt angesehen werden kann, so wie es oft von Kolonialmächten beschrieben wurde: die beste Versorgung (mit Waren bzw. hier Lebensmitteln) für alle am Unternehmen Beteiligten sicherzustellen und dabei jegliche Gefahr zu ignorieren (H, 77–88). Der deutsche Kolonialdiskurs des 19. Jahrhunderts porträtiert die Deutschen oft als engagiertere Kolonisatoren als etablierte Kolonialmächte, z.B. Frankreich oder die brutalen belgischen Kolonisatoren im späten 19. Jahrhundert. In den Augen vieler Deutscher haben diese anderen Mächte sich an ihren Kolonialbesitz gewöhnt und deshalb das Interesse an ihren kolonialen Subjekten und an relevanten kolonialen Themen verloren. Sie sind zu schlechten, gleichgültigen Kolonisatoren ohne jeden Enthusiasmus geworden. Der untätige Engländer Redham, der vor den Herausforderungen der Jagd zurückscheut, wäre durchaus mit einer kleineren Jagdbeute zufrieden: »Wahrhaftig, rief Redham, [...] das ist ein ziemlich sicherer Beweis, daß [...] der Bär] darin steckt; aber verdammt will ich sein, wenn ich selbst folge, denn mein Leben ist mir doch lieber, als ein Stück fettes Fleisch, und ich begreife überhaupt nicht, wie wir ihn herausbekommen wollten, wenn wir ihn wirklich schossen.« (H, 71) Ein möglicher Jagderfolg interessiert ihn nicht und er repräsentiert auf diese Weise das britische Weltreich, das nach einer langen Kolonialgeschichte den anfänglichen Enthusiasmus verloren hat. Sowohl der Deutsche als auch der Indianer freuen sich dagegen auf die Herausforderung; Schwierigkeiten und Probleme lassen sie nur noch enger zusammenarbeiten, um ihr gemeinsames Ziel zu erreichen. Obwohl Werner die Rolle des Anführers übernimmt, weiß er dennoch, wann er sich auf die Führung des Indianers

verlassen muss. Auf diese Weise verkörpert Werner den uneigennütigen und klugen Kolonisator.

Die Aussichten für die Bärenjagd verschlechtern sich mit jeder weiteren Entwicklung, aber die Männer lassen sich nicht erschüttern und riskieren gemeinsam ihr Leben. Die Geschichte bestätigt auch, dass ein guter Führer Schwächen zeigen darf: auf der Jagd rettet Tessakeh Werner zweimal das Leben – einmal, indem er eine Klapperschlange tötet und ein weiteres Mal, als er ihn vor dem angreifenden Bären schützt (*H*, 88; 91f.). Diese Erfahrung vertieft Werners Einsicht in die Wichtigkeit ihrer Verbindung. Diese Allegorie fügt sich bestens in das politische Selbstbild der unterschätzten Deutschen in dieser Zeit: Das imaginierte Band zwischen den beiden Außenseitern verhilft diesen zu einem positiven nationalen Selbstbild. Während die Verbindung auf den ersten Blick ein Bündnis von Gleichgestellten scheint, bestätigt sie allerdings, genau betrachtet, Unterschiede auf subtile Weise – die Überlegenheit eines zivilisierten europäischen Landes über »wilde« Stämme, die die hochentwickelte deutsche Kultur längst überflügelt hat. Diese Perspektive legitimiert die Führungsrolle der Deutschen. Obwohl sie ihre primitiven Verwandten verstehen, scheinen die Deutschen dennoch dazu berufen, die dominierende Rolle zu spielen – sei es bei der Kolonialisierung oder bei der Aufgabe, eine Gruppe hungriger Hinterwäldler mit Fleisch zu versorgen. Diese Rollenverteilung wird im Lauf der Erzählung von beiden Hauptfiguren weiter bestätigt: Obwohl Tessakeh die Haupttätigkeiten verrichtet und Vorschläge zum weiteren Vorgehen macht, bleibt er im Hintergrund und überlässt dem Deutschen die Entscheidung, ob und wie die Jagd weiter geführt werden soll. Er ordnet sich Werners Urteil in jedem Punkt unter, obwohl er auf der Jagd und im Umgang mit der Natur eindeutig erfahrener ist. Werner hingegen wächst immer weiter in seine Führungsrolle hinein und dringt schließlich sogar allein weiter in die Höhle vor, als er irrtümlich annimmt, Tessakeh sei umgekehrt; damit beweist er, dass er Tessakehs Hilfe nicht (mehr) unbedingt nötig hat (*H*, 85). Wie um diese Machtverhältnisse zu bestätigen, sichert Tessakeh am Ende dem überlegenen, wenn auch manchmal unerfahrenen Deutschen seine weitere Unterstützung zu: »Mein weißer Bruder spricht gut, antwortete der also Angeredete, indem er seine Hand wieder aus der des Deutschen nahm [...] es ist aber nicht die erste Fährte, der wir zusammen gefolgt sind, und soll nicht die letzte sein. Wo Tessakeh am Abend sein Lager aufschlägt, wird das Rindendach immer zwei Männer vor dem Regen schützen. Tessakeh und sein weißer Bruder sind eins!« (*H*, 106) – eine Aussage, die Werner allerdings nicht bestätigt. Auf den ersten Blick stellt die Geschichte den Bund von gleichgestellten, abenteuerlustigen und starken Männern als dauerhaft und erfolgreich dar; auf den zweiten Blick

sieht man allerdings, dass dem rassistische Unterstellungen zugrunde liegen, die die freiwillige Unterordnung des Indianers unter seinen deutschen Freund erklären.

Auch weitere Elemente der Geschichte untergraben das scheinbar positive Bild des deutschen Kolonialprojekts und des guten Kolonisators. Wenn man die Bärenjagd als Allegorie für das Kolonialprojekt liest, fällt auf, dass sie von Anfang an als gefährlich und fast schon aussichtslos dargestellt wird (H, 76f). Die Gefahr nimmt zu und wird im Lauf der Erzählung auch zunehmend betont.²² Die Beharrlichkeit der Männer trotz derart ungünstiger Bedingungen kann also ebenso eher als Starrsinn denn als Mut im positiven Sinne interpretiert werden. Ihr kurzsichtiges Verhalten wirft einen Schatten auf ihr Vorhaben. Die Jäger erkennen erst am Ende der Geschichte, dass das Ergebnis das Risiko nicht wert war – »[z]uviel Mühe und zu wenig Fleisch« (H, 109), wie auch das historische deutsche Kolonialprojekt sarkastisch beschrieben werden könnte – aber dem Leser der Geschichte ist das von Anfang an bewusst.

Als Deutschland 1884 schließlich Kolonien erwarb, konnte es nicht auf frühere Erfahrungen in der Verwaltung zurückgreifen und machte später schwerwiegende Fehler in der kolonialen Verwaltung, die im Massaker der Herero und Nama in Südwestafrika 1904–1908 gipfelten.²³ Aus Überzeugung, bessere Kolonisatoren als andere europäische Nationen zu sein, verfolgte Deutschland beharrlich seine Kolonialpolitik, ohne sich den Erfordernissen der Situation anzupassen. Das imaginierte Einvernehmen zwischen Deutschen und kolonialisierter Bevölkerung wandelte sich zu einer Bevormundungspolitik oder hatte genaugenommen in der kolonialen Realität nie existiert. Die fehlende Einsicht und Flexibilität bei der Einschätzung und Lösung von Problemen, die letztendlich auch zum Zusammenbruch des deutschen Kolonialreichs beitrugen,²⁴ sind bereits in Werners Verfolgungsjagd des Bären allen Widrigkeiten zum Trotz angedeutet. Ohne Gerstäcker Jahrzehnte vor diesem Zusammenbruch prophetische Eigenschaften zuschreiben zu wollen, lassen sich Parallelen zwischen Werners Bärenjagd und Deutschlands Kolonialgeschichte erkennen. Auch wenn es kein exaktes Spiegelbild der Realität seiner Zeit ist, reflektiert *Höhlenjagd in den westlichen Gebirgen* paternalistische koloniale Haltungen und zeigt so einige Gründe für koloniale Misserfolge. Die Kurzgeschichte deutet somit an, wie der deutsche Kolonialtraum einer Bruderschaft von Außenseitern an versteckten rassistischen und patriarchalischen Vorstellungen von Überlegenheit und an einer Fehleinschätzung der Situation, die zu gefährlicher Hartnäckigkeit und manchmal sogar zu Entscheidungen mit tödlichen Konsequenzen führt, scheitern muss.²⁵

Der gemalte Indianer

Eine weitere deutsch-indianische Beziehung, in der Indianer noch deutlicher als unterlegen dargestellt werden, findet sich in Gerstäckers späterer Geschichte *Der gemalte Indianer*;²⁶ hier wird indianische Rückständigkeit in den Vordergrund gerückt, um deutsche Überlegenheit zu betonen. Der Text beginnt mit einer allgemeinen Beschreibung der Situation indianischer Stämme, die von weißen Siedlern aus ihren Stammesgebieten vertrieben worden waren. Der Erzähler sympathisiert eindeutig mit den Indianern, obwohl er sie im weiteren Verlauf in mehrere Gruppen unterteilt: diejenigen, die unfähig sind, sich den Veränderungen ihrer neuen Lebensbedingungen anzupassen, darauf beharren, ihren traditionellen Lebensstil beizubehalten, und laut Erzähler »somit langsam wohl, aber doch sicher, ihrer Ausrottung entgegen [gehen];« (G, 56) diejenigen, die den Lebensstil der Weißen übernehmen und deshalb seine Zustimmung finden (G, 55); und schließlich die sogenannten halbzivilisierten Stämme, die sich teilweise den Sitten der Weißen anpassen, obwohl sie, wie der Erzähler kritisiert, oft deren schlimmste Gebräuche nachahmen – z.B. Alkoholismus oder »liederliches Leben« (G, 56) – während sie die schädlichsten eigenen Sitten weiter beibehalten. Sie leben beispielsweise im Augenblick statt voranzuplanen oder ernähren sich von der Jagd statt vom Ackerbau. Da der Erzähler die Osagen zur letzterwähnten Gruppe zählt, legen die hier beschriebenen Eigenarten und Laster der Indianer auf subtile Weise eine Grundlage für eine negative Interpretation der Figuren, die er in der weiteren Erzählung einführt, auch wenn die allgemeine Einleitung keinen expliziten Bezug zur folgenden Geschichte zu haben scheint.

Die Geschichte erzählt das Abenteuer eines deutschen Malers, der einen Osage-Stamm besucht, um die Stammesmitglieder zu malen. Die Figur des allein reisenden jungen Malers, der kaum Englisch spricht, aber ein lebhaftes Interesse am Dorfleben zeigt, trägt vermutlich autobiographische Züge. Das Verhalten des Malers sowie der Akt des Malens an sich reflektieren hier in vielerlei Hinsicht das von kolonialen Fantasien bestimmte (deutsche) Schreiben: Der Maler möchte einen Indianerstamm porträtieren, der laut Erzähler vom Aussterben bedroht ist, und damit so (für die Nachwelt) fixieren, wie er ihn wahrnimmt. Bevor er die Mitglieder des Osage-Stammes auf das Papier bannt, freundet er sich zwar mit ihnen an und ist um detaillierte und persönliche Darstellung bemüht; dennoch entstehen hier keineswegs authentische Zeichnungen, da er die Indianer so malt, wie er sie wahrnehmen möchte, in gestellten Posen, traditioneller Kleidung oder idealerweise ohne Produkte der weißen Zivilisation. Des Weiteren haben die Indianer selbst keinen Einfluss

darauf, wie sie dargestellt werden; sie können nur die fertigen Zeichnungen bestaunen und sind selbst zum Schweigen verurteilt. Einzig Häuptling Olatuoh versucht, sich dem zu widersetzen, indem er zunächst zögert, sich porträtieren zu lassen und dann zumindest die Darstellung durch Anlegen seiner prachtvollsten Häuptlingskleidung steuert. Wie die weitere Geschichte zeigt, behält dennoch der Maler – wie der deutsche Schriftsteller – das letzte Wort bei der Darstellung. Dabei ist es auch bezeichnend, dass er abreist, sobald er alle erhofften Bilder gemalt hat und bevor die Gemalten sie zurückfordern könnten; er möchte die Bilder in ihrem von ihm bestimmten Zustand an sein deutsches Publikum weitergeben und nicht von den Indianern – wörtlich sowie metaphorisch – verunreinigt (H, 72f.). Indirekt werden in dieser Geschichte also im Schreiben über den Maler, der die Indianer malt, das Schreiben über die Indianer und die Methoden deutscher Kolonialfantasien reflektiert.

Auf den ersten Blick beschreibt *Der gemalte Indianer* eine freundliche und gute Beziehung zwischen Deutschen und Indianern, doch eine nähere Betrachtung enthüllt die rassistische Vorstellung eines tumben und ungebildeten Indianers, der sogar von einem harmlosen Deutschen übertölpelt werden kann. Der Maler – hier als hilfloser Außenseiter der amerikanischen und besonders der indianischen Kultur dargestellt – spricht weder richtig Englisch noch weiß er, wie man ein Gewehr benutzt. Er wäre nicht in der Lage, allein in der Wildnis zu überleben, kann sich jedoch aufgrund seiner freundlichen Art die Indianer zu Freunden und damit Helfern machen. Während die frühere Geschichte *Höhlenjagd in den westlichen Gebirgen* in einer ähnlichen Situation zu dem Schluss kommt, dass der Indianer und der Deutsche zusammenarbeiten müssen, um zu überleben, zeichnet diese Erzählung ein anderes Bild. Trotz seiner Unwissenheit kann der Deutsche hier seinen Machtanspruch über die Indianer geltend machen. Häuptling Olatuoh wird als abergläubisch und fast kindisch in seinem Häuptlingsstolz dargestellt. Ingeheim hat er Angst vor der Zauberkraft des weißen Mannes: er glaubt, dass die Malkünste des Deutschen diesem Macht über seine Seele verleihen. Er will jedoch sein Gesicht nicht verlieren; aus übertriebenem Stolz bezwingt er seine Angst vor dem Verlust seiner Seele und willigt ein, Modell für ein Gemälde zu stehen. Die verblüffende und für ihn unerklärliche Ähnlichkeit des Porträts macht Olatuoh Angst. Nachdem der Maler abreist, denkt der Osage weiter an das Bild und macht die Zauberkraft des weißen Mannes für sein Pech bei der Jagd verantwortlich. Er ist beunruhigt und versucht, das, was er erlebt, mit den Ideen und Gebräuchen seiner eigenen Welt zu erklären. Seiner Meinung nach hat die Malerei des Deutschen offensichtlich keine Macht über indianische Dinge, aber er glaubt, dass die Malkünste des Deutschen diesem Kontrolle über Dinge, die von Weißen ge-

macht wurden, verleihen, wie z.B. über das Gewehr Olatuohs. Daher verfolgt der Häuptling den Maler. Er verlangt nicht, dass das ganze Bild zerstört wird – das würde seine peinliche Angst verraten – aber er besteht darauf, dass das Gewehr aus dem Bild entfernt wird, so dass er seine Schießfertigkeiten wiedererlangt (H, 86). Der Maler, der das beeindruckende Bild nicht verloren geben möchte, überzeugt Olatuoh, dass mit dem Herausschneiden des Gewehres aus dem Bild auch die Hand des Indianers, die die Waffe hält, entfernt würde. Aus Angst, die böse Zauberkraft des Malers könne die Handhabung seiner Gliedmaßen beeinträchtigen, erklärt sich der Häuptling damit einverstanden, dass die Waffe auf dem Bild stattdessen übermalt wird: »Ja,« sagte er, »nur das Gewehr. Olatuoh ist ein Mann und fürchtet nicht, was ein Zauberer gegen ihn unternehmen kann.« (H, 88) Letztendlich kann der Deutsche, der sich in der Prärie verlaufen hatte und am Verhungern war, als Olatuoh ihn fand, die Furcht des Indianers gegen ihn verwenden, um eine Wegbeschreibung und Lebensmittel von ihm zu erhalten. Der Erzähler macht deutlich, dass Olatuoh alle Vorteile auf seiner Seite hat, um die Situation zu kontrollieren, aber die Umsicht und Reaktionsfähigkeit des Deutschen verleihen diesem einen Vorteil gegenüber dem abergläubischen Indianer. Olatuohs Denkweise wird ausführlich und nicht ohne Anteilnahme erläutert; dabei wird er auch als freundliche und sympathische Figur dargestellt, aufgrund seiner fehlenden Zivilisation und Aufklärung aber dennoch lächerlich gemacht. Wie diese Geschichte illustrieren soll, können derartig irrational handelnde ethnische Gruppen nicht auf einer Stufe mit Europäern stehen. Andererseits wird der Deutsche durch solche Gegebenheiten geradezu in die Führungsrolle gedrängt. In diesem Fall verschaffen seine Rationalität sowie die schnelle Einsicht und die Fähigkeit, sich die Denkweise des Indianers zunutze zu machen, ihm einen Vorteil. Daher ist sogar dieser bescheidene deutsche Maler trotz seiner sonstigen Schwächen überlegen. Der Indianer ist in dieser Geschichte auf wohlwollende, aber dennoch herablassende Weise dargestellt – er ist naiv, abergläubisch, stolz und besitzt nicht die Bildung, die ihn davor bewahren würde, sich in den Augen des deutschen Lesers lächerlich zu machen, für den Gemälde Alltagsgegenstände sind. Gerstäckers Maler, der den Indianer zum Erreichen seiner eigenen Ziele benutzt, ist nicht die Idealgestalt des guten deutschen Kolonisators, die sich anderswo findet. Stattdessen stellt er einen Bruch innerhalb dieses positiven Bildes dar und deutet die spätere koloniale Realität bereits an, die zunehmend von einem Willen zur Macht bestimmt wird, statt von einem Willen zur humanen Erziehungsarbeit von Naturvölkern.

Wie diese beiden Geschichten illustrieren, sind viele von Gerstäckers indianischen Figuren bereitwillige und vorbestimmte Helfer oder untergeordnete

Subalterne in Beziehungen mit Deutschen.²⁷ Dennoch sind die Schilderungen seiner indianischen Figuren detaillierter und verständnisvoller als die von vielen seiner Zeitgenossen, die oberflächliche und meist negativ stereotypisierte indianische Figuren zeichnen. Gerstäckers differenziertere Porträts ermöglichen aber auch eine Problematisierung seiner Darstellungen und werfen Fragen nach Stereotypen und Rassismus auf, denen auch er nicht entkommen kann. Robert F. Berkhofer Jr. erklärt das Dilemma des Autors folgendermaßen: »If the Indian was to be taken seriously, his motives and his culture would have to be presented as alternative values and lifestyles to white civilization, thereby introduction of Indian culture would imply the questioning of white values if not the criticism of white actions in history, and the popular artist would risk the possibility of alienating his audience.«²⁸ Trotz seiner positiven Einstellung ist auch Gerstäcker nicht in der Lage, dieses Problem in seinen Texten zu lösen. Daher bestätigen sie zu einem gewissen Maß bestimmte ethnische Vorurteile und Stereotypen und stellen so deutsche rassistische Ansichten bloß. Diese Ansichten spiegeln sich in kolonialen Herrschaftsfantasien oder mehrdeutigen Aussagen wider – Gerstäcker zeichnet nicht nur Bilder von kolonialer Glückseligkeit.

Die Spannung in kolonialen Wunschvorstellungen, die einerseits auf Rassismus und andererseits auf Ideen von der Gleichheit der Rassen und interethnischem Verständnis basieren, enthüllen einen Kampf, der im deutschen Unbewussten stattfindet und der sich auch in literarischen Texten wie denen Gerstäckers widerspiegelt. Der Kosmopolit Friedrich Gerstäcker scheint Anderen gegenüber toleranter als viele seiner Zeitgenossen, doch der koloniale und damit auch rassistische Diskurs ist so übermächtig, dass sogar er, trotz seiner insgesamt aufgeschlossenen Perspektive anderen Ländern und Völkern gegenüber, sich ihm nicht gänzlich entziehen kann. Seine Werke sind voll von kolonialer Mimikry und deren Ambiguitäten – Erzählungen wie *Höhlenjagd in den westlichen Gebirgen* und *Der gemalte Indianer* illustrieren diese Ambiguität.

Anmerkungen

- 1 Dieser Artikel beruht auf einem Vortrag, der auf dem Symposium *The Legacy of Friedrich Gerstäcker. Arkansas and the Wild West* im Oktober 2012 in Fayetteville (Arkansas, USA) gehalten wurde und erschien in einer englischen und geänderten Version als *Blood Brothers? Germans and Indians in Friedrich Gerstäcker's Fiction* in: *The Arkansas Historical Quarterly* 73(2014)1, 90–101.
- 2 In der englischsprachigen Forschungsliteratur hat sich eine Unterscheidung zwischen den Begriffen *Native Americans* (die Ureinwohner [Nord]-Amerikas) und *Indians* (fiktionale Figuren, d.h. ihre Darstellung in [europäischen] Texten – also [idealisiert] Fantasiekonstrukte) etabliert, die im Deutschen nicht so eingeführt

und außerdem schwer zu übersetzen ist. Im Folgenden bemühe ich mich dennoch um eine Differenzierung und verwende den Begriff Indianer für Fantasiekonstrukte, wohingegen eine einheitliche angemessene Bezeichnung für die real existierende Personengruppe dennoch problematisch ist.

- 3 Besonders Susanne Zantop, *Colonial Fantasies. Conquest, Family, and Nation in Precolonial Germany, 1770-1870*, Durham-London 1997; auch Sara Friedrichsmeyer, Sara Lennox, Susanne Zantop (Hg.), *The Imperialist Imagination. German Colonialism and Its Legacy*, Ann Arbor 1998.
- 4 Während Gerstäckers Prosaliteratur besonders früher manchmal wegen ihrer Nüchternheit und fehlenden Erfindungsgabe kritisiert wurde, wird sie von einigen Wissenschaftlern genau wegen der in jeder Beziehung detaillierten und realistischen Beschreibungen hervorgehoben (vgl. Jeffrey L. Sammons, *Nach Amerika. Plädoyer dafür, Friedrich Gerstäcker als Amerikaschriftsteller ernster zu nehmen*, in: Alexander Ritter (Hg.), *Amerika im europäischen Roman um 1850. Varianten transatlantischer Erfahrung*, Wien 2011, 193-206).
- 5 Z.B. Gerstäcker, *Die Regulatoren von Arkansas. Aus dem Waldleben Amerika's* Isicl, 3 Bde., Leipzig 1846.
- 6 Gerstäcker war ein rastloser Globetrotter, der einen Großteil seines Lebens auf Reisen verbrachte. Seine erste Reise in die USA dauerte von 1837 bis 1843; von 1849 bis 1852 führten seine Reisen ihn nach Südamerika, Kalifornien, in die Südsee und nach Australien. Er kehrte 1860-1861 nach Südamerika zurück und begleitete Herzog Ernst II. von Coburg-Gotha 1862 nach Ägypten. Seine letzte Reise nach Übersee, die ihn in die USA, nach Mexiko, auf die Westindischen Inseln und nach Venezuela führte, fand 1867 statt. Obwohl Gerstäcker sich ursprünglich danach in Braunschweig niederlassen wollte, reiste er dann 1870-1871 als Kriegsberichterstatter in den Deutsch-Französischen Krieg. Als er 1872 plötzlich und unerwartet starb, war er gerade dabei, eine Reise nach Asien und Indien zu planen.
- 7 Matthew Fitzpatrick, *Liberal Imperialism in Germany. Expansionism and Nationalism 1848-1884*, New York-Oxford 2008, 5-6. Fitzpatrick analysiert die Theorien von Friedrich List, Hermann Blumenau, Timotheus und Friedrich Fabri und anderen.
- 8 Ebd., 160-176; für eine detailliertere Diskussion dieses Phänomens vgl. z.B. Glenn H. Penny, Matti Bunzl (Hg.), *Worldly Provincialism. German Anthropology in the Age of Empire*, Ann Arbor 2003; oder - in einem nicht auf Deutschland beschränkten Kontext - Mary Louise Pratt, *Imperial Eyes. Travel Writing and Transculturation*, London-New York 1992.
- 9 Zantop, *Colonial Fantasies*, 4.
- 10 Mittlerweile beschäftigen sich viele Forscher mit dem Thema deutscher Kolonialfantasien; (auch) im Rahmen von literarischen Texten vgl. z.B. Friedrichsmeyer, Lennox, Zantop, *Imperialist Imagination*; Birthe Kundrus (Hg.), *Phantasiereiche. Zur Kulturgeschichte des deutschen Kolonialismus*, Frankfurt-New York 2003; Axel Dunker, *Kontrapunktische Lektüren. Koloniale Strukturen in der deutschsprachigen Literatur des 19. Jahrhunderts*, München 2008.
- 11 Zantop, *Colonial Fantasies*, 4.
- 12 Ebd., 3.
- 13 Diese Haltung zeigt sich in der Kritik am Verhalten anderer Kolonialmächte in den verschiedensten Fällen, beispielsweise die Kritik an den Buren, die sich den Sitten der Kolonialvölker anpassten; an Rassenmischung und deren legalem Status in den afrikanischen Kolonien von Großbritannien oder an Kommentaren wie diesem:

- »If the English had only dealt honestly with the blacks [...] the conquering of their land for culture would already be complete. However they have made these savages savage, turned the barbarians into wild beasts [...]. From raw material something can be made, but not from ruined material« (*Die Transval-Republik im Kafferlande*, in: *Die Gartenlaube* 32(1855), 425, zitiert in Fitzpatrick, *Imperialism*, 188).
- 14 Das sicher berühmteste Beispiel ist Karl Mays *Winnetou*, in dem die Freundschaft von Old Shatterhand und Winnetou beschrieben wird und in dessen Vorwort der Indianer als »sterbendehl Mann« (Carl May, *Winnetou der rote Gentleman*, Bd. 1, Freiburg o.J., 1) dargestellt wird.
 - 15 Irene S. Di Maio, *Borders of Culture. The Native American in Friedrich Gerstäcker's North American Narratives*, in: *Yearbook of German-American Studies* 28 (1993), 53–75, hier 53.
 - 16 Mary Louise Pratt definiert Kontaktzonen als »social spaces where disparate cultures meet, clash, and grapple with each other, often in highly asymmetrical relations of domination and subordination – like colonialism, slavery, or their aftermaths as they are lived out across the globe today« (Pratt, *Imperial Eyes*, 4).
 - 17 Gerstäcker an Heinrich Wuttke (Geschichtspräsident an der Universität Leipzig und Mitglied der Frankfurter Nationalversammlung), 19.2.1849, zitiert in Günter Moltmann, *Überseeische Siedlungen und weltpolitische Spekulationen. Friedrich Gerstäcker und die Frankfurter Zentralgewalt 1849*, in: Günter Moltmann, Alexander Fischer, Klaus Schwabe (Hg.), *Russland - Deutschland - Amerika. Festschrift für Fritz T. Epstein zum 80. Geburtstag*, Wiesbaden 1978, 56–72, hier 59.
 - 18 Zitiert in Thomas Ostwald, *Friedrich Gerstäcker - Leben und Werk. Biographie eines Ruhelosen*, Braunschweig 2007, 103–104.
 - 19 Friedrich Gerstäcker, *Zur Naturgeschichte des Menschen. Eine höchst flüchtige ethnographische Betrachtung*, in: *Heimliche und unheimliche Geschichten*, Bd. 1, Leipzig 1862, 174–200, hier 185.
 - 20 Zuerst erschienen in *Novellen-Zeitung*, Leipzig 1844, 1. Jg. In diesem Artikel verwende ich Friedrich Gerstäcker, *Höhlenjagd in den westlichen Gebirgen*, in: ders., *Mississippi-Bilder. Skizzen transatlantischen Lebens*, Bd. 1, Dresden und Leipzig 1847, 65–109; im Folgenden zitiert mit der Sigle *H* und Seitenzahl direkt im Text.
 - 21 Friedrich Gerstäcker, *Streif- und Jagdzüge durch die Vereinigten Staaten Nord-Amerikas*, 2 Bde., Dresden und Leipzig 1844.
 - 22 Wie die beiden Jäger feststellen, ist die Höhle so eng, dass sie kriechen müssen und ihre Gewehre nicht benutzen können. Außerdem gibt es Schluchten und Bäche, die sie in ihrem Weiterkommen behindern: ihnen geht der Kerzenvorrat aus und sie wissen nicht, wie sie den Bären aus der Höhle bringen sollen, wenn sie ihn erlegen. Der Gefahren des Kampfes mit dem Bären sind sie sich auch jederzeit bewusst.
 - 23 Deutsche Kolonisatoren griffen in die Viehwirtschaft der Herero ein und zwangen die Einheimischen, ihr Land zu verkaufen. Sie gingen mit unnötiger Grausamkeit gegen sie vor, als sie sich gegen eine Eingliederung in das deutsche Kolonialsystem wehrten. Als die Herero und Nama 1904 begannen, sich gegen die Deutschen zu erheben, gelang es den deutschen Schutztruppen zunächst nicht, sie niederzuschlagen. Die deutsche Regierung ersetzte schließlich Gouverneur Leutwein, der den Konflikt auf diplomatischem Wege zu lösen versuchte, durch General von Trotha als Kommandeur der deutschen Schutztruppe. Von Trothas berüchtigter Vernichtungsbefehl vom 2. Oktober 1904 (den er zwei Monate später widerrufen musste) löste einen Völkermord an Tausenden Herero aus, die in der Schlacht getötet wurden, vor Hunger und Durst starben, als sie von den deutschen Truppen in die Wüste

- getrieben wurden, oder nach Kriegsende in Gefangenschaft starben. Aus gesellschaftlicher, wirtschaftlicher und militärischer Perspektive betrachtet war die Vorgehensweise der Deutschen völlig verfehlt und widerlegte ihre eigene Vorstellung, sie seien kluge und verständnisvolle Kolonisatoren. Für eine genaue Untersuchung, in welchem Ausmaß deutsche Rassenwahrnehmung und anthropologische Grundsätze die Kolonialherrschaft und den Völkermord an den Herero beeinflussten, vgl. Dan Stone, *White men with low moral standards? German anthropology and the Herero genocide*, in: *Patterns of Prejudice* 35 (2001), 33–45.
- 24 Der Kolonialkrieg in Deutsch-Südwest-Afrika war nur einer von vielen Konflikten und zeigte, dass die Fantasien vom guten deutschen Kolonisator dem Test der Realität nicht standhielten. Alle deutschen Kolonien in Afrika wurden von heftigen Protesten oder Aufständen der Bewohner der Länder erschüttert, die versuchten, sich gegen deutsche Ausbeutung und übermäßige Grausamkeit zu verteidigen. Diese Aufstände zu unterdrücken kostete das Deutsche Kaiserreich große Anstrengungen und viel Geld sowie das Image einer kompetenten und menschenfreundlichen Kolonialmacht bei anderen europäischen Nationen.
- 25 Jens-Uwe Guettel geht sogar einen Schritt weiter und sieht Verbindungen zwischen der deutschen Hinnahme der Vernichtung der Indianer und der Entwicklung von Deutschlands kolonialen Interessen und Strategien in den eigenen Kolonien. Seine Analyse stellt damit eine Verbindung zwischen historischem Kolonialismus und den hier diskutierten zumeist imaginären Kolonialfantasien her (Jens-Uwe Guettel, *German Expansionism, Imperial Liberalism, and the United States 1776-1945*, New York 2012).
- 26 1859 veröffentlicht in: *Hausblätter*, Stuttgart 1859. In diesem Artikel verwende ich Friedrich Gerstäcker, *Der gemalte Indianer*, in: *Heimliche und unheimliche Geschichten. Gesammelte Erzählungen*, 2.Bd., Leipzig 1862, 54–91; im Folgenden zitiert mit der Sigle *G* und Seitenzahl direkt im Text.
- 27 Ich beschränke mich in meiner Analyse hier auf diese beiden illustrativen Beispiele. Andere Geschichten Gerstäckers, in denen Indianer in verschiedenen, aber immer unterlegenen oder benachteiligten Konstellationen dargestellt werden, sind z.B. *Amerikanisches Sprüchwort*, in: *Aus meinem Tagebuch. Gesammelte Erzählungen*, 2.Bd., Leipzig 1863, 199–203; *Ein Versuch zur Ansiedelung, oder: Wie's dem Herrn von Sechingen im Urwald gefiel*, in: *Amerikanische Wald- und Strombilder*, Leipzig 1856, 219–291; *In der Prärie*, in: *Kleine Erzählungen und nachgelassene Schriften*, Bd. 1, Jena 1879, 535–579; *Der Osage*, in: *Mississippi-Bilder. Licht- und Schattenseiten transatlantischen Lebens*, Bd. 1, Dresden 1847, 165–183; *Die Rache des weißen Mannes*, in: *Mississippi-Bilder. Licht- und Schattenseiten transatlantischen Lebens*, Bd. 3, Dresden 1848, 165–208; oder zu einem gewissen Maß sogar Assowaum in einem von Gerstäckers bekanntesten Werken, *Die Regulatoren von Arkansas*. Die Unterlegenheit zeigt sich in unterschiedlichen Formen; häufig wird der Indianer am Ende der Geschichte entweder von einer Figur oder dem Erzähler erniedrigt, oft genau wegen seines überlegenen Wissens oder anderweitigem Vorteil einem weißen/deutschen Mann gegenüber, das das Selbstbild des überlegenen Weißen in Frage stellt – in sozusagen einem Akt von poetischer Gerechtigkeit.
- 28 Robert F. Berkhofer Jr., *The White Man's Indian. Images of the American Indian from Columbus to the Present*, New York 1978, 98.